

Musik und Demokratie

Kammermusikfestival eröffnet

KRONBERG „Wenn wir diese Phantasie entwickeln, haben auch Sie Spaß“, verheißt Geigerin Antje Weithaas. Beim Kronberger Kammermusikfestival „Chamber Music Connects The World“, das vornehmlich im Casals Forum stattfindet, ist sie eine der „Seniors“, die dort auf 36 junge, bereits vielfach konzertierprobe und preisgekrönte Musiker aus 16 Ländern treffen, um mit ihnen für jeden Abend ein Konzertprogramm zu erarbeiten. Alle lernen sich erst hier kennen, wissen sich jedoch durch ihren hohen Anspruch gegenüber der Musik verbunden.

Im Eröffnungskonzert im Großen Saal widmete sich Cellist Steven Isserlis als „Senior“ mit vier „Juniors“ dem Klavierquintett a-Moll op. 12 des zu Unrecht kaum bekannten Komponisten Vítězslav Novák (1870–1949). Novák war einer der besten Schüler von Antonin Dvořák. Dieses frühe Werk zeigte viel Inspiration durch tschechische Volksmusik und vor allem sprühende Musizierfreude. Isserlis ließ sie frei durch sich hindurchströmen und schien diese Freiheit auch auf Jacques Forrester, Ría Honda (Violinen), Omer Herz (Viola) und den sich hervorragend ins Klangbild fügenden Jérémie Moreau am Klavier zu übertragen: Wie in einem Musterbeispiel von Demokratie gestalteten alle engagiert mit.

Einen weniger glücklichen Eindruck hatten zuvor Dvořáks Miniaturen für zwei Violinen und Viola g-Moll op. 75a hinterlassen, in denen Gidon Kremer spürbar die „erste Geige“ spielte und eine Interpretation vorzugeben schien, die beim Hören weniger einleuchtend als maniert und im Tempo vor allem im letzten Satz verfehlt wirkte, während Charlotte Thiele vor allem im ersten Stück zu laut war und Cassandra Teissedre sich, gemessen an einem Ideal von Kammermusik, das von Spannung gleichberechtigter Mitspieler zueinander lebt, in zu hohem Maße unterzuordnen schien.

In Beethovens spätem Streichquartett a-Moll op. 132 mit Weithaas als Primaria zeigte sich die „Gewaltenteilung“ zwischen Violinen, Viola und Cello im häufigen Wechsel der Führungsrollen, die in bestem Maße ausbalanciert schien. Die Lesart zog in den Bann, anders als manche Interpretationen, die einem Hörer bereits im Beginn das Abschalten nahelegen. Hier vermittelte sich ein beständiges Ringen um Sinn, voller Phantasie und immer wieder auch mit Humor. Schon im Einführungsgeplausch hatte Antje Weithaas ihre Freude über die internationale Besetzung mit der Chinesin Xunyu Zhang (Violine), dem Kandier Emad Zolfaghari (Viola) und dem Israeli Itzak Nuri (Cello) geäußert.

Zwar sollte man bedenken, dass sich niemals die ganze Welt durch zentraleuropäische klassische Musik vertreten sehen wird. Doch das Festival „Chamber Music connects the world“ bietet noch bis zum 17. Mai weitere Konzerte und öffentliche Proben, die musikalisch in aller Regel noch interessanter sind. Denn: „Wenn wir diese Phantasie entwickeln, haben auch Sie Spaß.“ DORIS KÖSTERKE

Die Bibliothek des Lebens

FRANKFURT Alexander Scheer nähert sich in der Alten Oper singend und spielend dem Rockstar David Bowie über dessen Lieblingsbücher.

Von Christian Riethmüller

Er war Ziggy Stardust und Alladin Sane, der Thin White Duke und der Mann, der vom Himmel fiel, der Koboldkönig Jareth und überhaupt ein Künstler solch vieler Gesichter und Persönlichkeiten, dass eine seiner wahren Leidenschaften hinter all diesen schillernden Figuren oft übersehen wird: Der so wandlungsfähige Rockstar David Bowie war ein Bücherwurm.

Wenn der Musiker auf Tour ging, soll er stets eine mobile Bibliothek im Gepäck gehabt haben. In speziell für diesen Zweck gefertigten Koffern führte er bis zu 1500 Bände mit sich, die ihm zur Entspannung und zur Inspiration dienten. 2013, drei Jahre vor seinem Tod im Januar 2016, stellte er eine Liste mit jenen einhundert Büchern zusammen, die sein Leben veränderten und seine Musik und seine Texte beeinflussten. Es ist eine eklektische Liste, die sowohl gemeinhin zum Literaturkanon zählende Romane als auch sehr spezielle Sachbücher und seltene Comics umfasst. Gleich vier Bücher haben mit Berlin zu tun, jener Stadt, in der ein schwer kokainsüchtiger Bowie in den späten Siebzigerjahren versuchte, von den harten Drogen loszukommen, aber auch ikonisch gewordene Songs wie „Heroes“ aufnahm.

Diese von 1976 bis 1978 dauernde Berlin-Phase gehört zu den spannendsten in Bowies langer Karriere und fasziniert auch einen bekannten deutschen Schauspieler, der allerdings erst über „eine long and winding road“ zu einer heutigen Bowie-Begeisterung gekommen ist: „Erst einmal fand ich den gar nicht so gut“, sagt der sowohl als Theater- wie als Filmschauspieler gefeierte Alexander Scheer („Gundermann“). 1976 in Ostberlin ge-



Heroes: Alexander Scheer (Mitte) und eine vierköpfige Band erinnern an David Bowie.

Foto Just Loomts

boren, war ihm Bowies Musik lange fern: „Wir hatten im Osten nicht so viele Möglichkeiten, seine Musik wahrzunehmen. Es gab ja nur das Radio. Ich kannte also seine Platten nicht, und auch nicht seine Videos. Und als dann die Neunzigerjahre kamen, war so vieles durcheinander und so vieles nachzuholen“, sagt Scheer über eine Zeit, in der er sich musikalisch zwischen den Extremen Jimi Hendrix und House bewegte, sich sowohl für Musik von Frank Zappa als auch für Jazz begeisterte, aber auch auf Techno-Raves feierte.

1996 gab es dann für Scheer aber doch eine erste Begegnung mit der Bühnenfigur Bowie, die dem Schauspieler heute allerdings ein wenig peinlich ist: „Damals war Bowie nach einigen Flops wieder auf großer Tour und spielte auch in der Deutschlandhalle in Berlin. Ich wusste von einem anderen Konzert, wie man sich umsonst in die Halle schleichen kann. Zu fünf machten wir uns auf den

Weg, und nach einiger Kletterei waren wir dann auch in der Halle. Das Konzert lief da schon, und wir sahen in der Ferne auf der Bühne einen kleinen Typen, der so tat, als wäre er Bowie. Der Sound war mies, die Band war mies, wir kannten kein Lied, es gab keine Show. Wir waren keine Fans, also waren wir nicht aufge- regt, es hat uns nicht gepackt, und so sind wir nach drei Songs wieder abgehauen.“

Die Gleichgültigkeit von damals ist längst höchster Wertschätzung gewichen, wie Scheer, der Bowie 2022 in der Fernsehserie „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ verkörperte und 2018 in Falk Richters Hamburger Inszenierung des Bowie-Musicals „Lazarus“ mitwirkte, seit vergangem Jahr an etlichen ausverkauften Abenden im Berliner Ensemble unter Beweis stellt. In dem gemeinsam mit dem Dramaturgen Steffen Stinkel konzipierten Programm „Heroes“ liest Scheer aus ausgewählten Bänden von Bowies Bücherlis-

te und singt, begleitet von einer vierköpfigen Band, die dazu passenden Songs, in denen sich Bowies exzessive Lektüre teils unmittelbar in seinen Songtexten spiegelt.

Mit „Heroes“ ist Scheer nun auf Deutschlandtournee und hat in einem eigens gefertigten Koffer fast alle der Bücher von Bowies Liste dabei, mühsam in Antiquariaten zusammengesucht. Sie dienen als Aufhänger für Scheers Reflexionen über einen wegweisenden Musiker, und sie zeigen verblüffende Querverbindungen zwischen der Lieblingslektüre und vollendeten wie gescheiterten Projekten in Bowies Leben auf. Und nicht zuletzt steht eines dieser Bücher für das unsichtbare Band, das zwischen Bowie und Scheer quasi schon bei dessen Geburt geknüpft worden ist.

HEROES. ALEXANDER SCHEER SINGT DAVID BOWIE, Frankfurt, Alte Oper, 14. Mai, 20 Uhr

Sein Theater will zurück zu den Grundlagen

FRANKFURT Regisseur Philippe Quesne zeigt seine humorvolle Produktion „Le Paradoxe de John“ im Lab

Auf der Bühne: die Kunstgalerie. Sie war eine Wohnung. Sonntags um sechs lud ihr Bewohner zu ein- bis dreimütigen Vorführungen eine Handvoll Freunde ein. Nun ist Serge angeblich anderswo tätig „mit Projekten“. Die Wohnung wurde ausgebaut, neuer Boden verlegt, der Garten dahinter reduziert, „nein, nein, nicht ganz wegrasiert!“, betont die Galeristin. Oder ist es ein Galerist? Klappstühle stehen, lehnen, einer hängt. Leiter, Tischplatten auf Böcken, Plastikfolie, Reste des ausrollbaren Bodenbelags. Nach hinten öffnet sich ein Vorraum oder Durchgang, die Seitentür wird kaum benutzt. Ein Lüftungslöcher. Das gebiert einmal zwei Leute in die Galerie: als fertige Künstler, mit Hut, man kennt sie schon. Und die Galerie hat eine dunkle Ecke. Still, zunächst, überwintern dort fünf Standfiguren, mit Decken abgedeckt. Oder sind es Pilze?

„Le Paradoxe de John“ von Philippe Quesne gastiert auf Einladung des Mousonturms am 11. und 12. Mai im Frank-

furt Lab. Premiere war im November in Paris. Er wollte sein Bühnenbild von „L'Effet de Serge“ von 2007 wieder benutzen und weiter der Frage nach der Kunst im Alltag, im Zuhause, nachgehen, sagt Quesne im Video-Gespräch. Vor wenigen Tagen hatte sein „Spooky Paradise“ an der Berliner Volksbühne Premiere.

Mit dem „Serge“ er berührt (es folgte „La Mélancolie des dragons“). In 32 Ländern sei es getourt. Heute sei so etwas unmöglich, sagt Quesne. Krisenzeiten. Immerhin sei „Paradoxe“ für 2027 zu einer US-Tour eingeladen und nach Norwegen. Aus der Bildenden Kunst und vom Bühnenbild kommend, inszeniert Quesne für Theaterensembles und sein eigenes Vivarium Studio, er leitete auch Theater und Festivals. Seit 2012 zeigt er im Frankfurter Mousonturm Stücke, kuratierte 2017 das „Caveland“-Festival mit den Maulwürfen, hielt Vorträge an der Universität. Er liebt die Idee von Serien und Repertoire, die Stücke lange am Leben zu halten, sagt er.

Die Neubelebung des Serge-Raums ragt in die Vergangenheit: Schlaghose, Haarmähnen, und Morton Feldman und John Cage tönen zeitgemäß dazu. „Klar ist es ein bisschen Nostalgie“, seinerseits.

Er setzt oft Referenzen auf die Kunstgeschichte, „was heißt schon modern, postmodern, neu?“ Sein Theater wolle auch „zurück zu den Grundlagen“, ein fast realistisches Bühnenbild hier. Ansonsten inszeniere er dystopien, „manchmal Universen“. Oft bevölkert von Künstler-Communities, die vor Publikum „das Recht haben zu experimentieren, zu suchen, zu scheitern, Freunde zum Zuschauen einzuladen“. Die fünf Personen in „Paradoxe“ haben etwas Schluffiges. Ihnen geht Hektik, Drang, Gefühlswallung ab, aber nicht Kreativität. Während Quesnes Inszenierungen mit dem Innen und Außen hantieren, dem Drunter und Drüber, Erscheinen und Verschwinden und der Beziehung Mensch-Ding, sind die Mensch-Figuren seltsam eins mit sich. Trotz Kostümwech-

seln. Tieren verwandt, die im Quesne-Kosmos auch oft mitspielen.

Er glaube nicht an Rollenverkörpern, sagt Quesne. Er beobachte vielmehr seine Darsteller lange und genau, wie sie sich geben. Daraus wird die Inszenierung. Auch an die Texte klammert sich hier niemand; sie wirken wie aufgelesen. Und sie strömen Textlaufbänder herab. Laura Vazquez schrieb diese Gedichte übers Leben, Denken, Fühlen. Im Herbst erscheint erstmals ein Roman von ihr auf Deutsch, „Die Stärken“. Der hängende Stuhl, der heiße „Die emanzipierte Zuschauerin“, informiert Isabelle Angotti in der Rolle des Galeristen: „Ist ein work in progress!“. Der Philosoph Jacques Rancière hielt seinen Vortrag „The emancipated spectator“ übrigens 2004 in Frankfurt. Wie also geht Zuschauen? MELANIE SUCHY

LE PARADOXE DE JOHN, Frankfurt LAB, 11. und 12. Mai, 19.30 Uhr

Beklemmende Nähe und ein Ensemble von Mainzer Frauen

MAINZ Das Staatstheater Mainz zeigt im Großen Haus eine Neufassung von Missy Mazzolis 2016 uraufgeführter Oper „Breaking the Waves“.

Diese Frauen hätten bestimmt viel mehr zu sagen. Ob Ingrid aus Ingelheim oder Marlies aus Mainz: Kaum haben sie sich vorgestellt und angedeutet, was für sie Religion, Familie oder die Liebe bedeuten, drängt ein Mann sie zur Seite. Ein Prototyp, in dunklem Leder und mit aggressiver Haltung. Eben so, wie die Männer aussehen, auf der schottischen Isle of Skye oder in Mainz oder wo auch immer auf der Welt. Einer ist anders, Jan Nymann, der norwegische Arbeiter auf einer Bohrinsel, der im weißen Anzug auftritt, geschmeidig wirkt, verbindlich, wie der Messias. Den ersten Sex haben er und die junge Bess McNeill direkt nach der Hochzeit auf der Toilette der calvinistischen Kirchengemeinde. Das Brautkleid von Bess färbt sich rot.

Wenn das Publikum drei Stunden später, nach der Aufführung von Missy Mazzolis Oper „Breaking the Waves“ das Staatstheater Mainz verlässt, hängt dieses Brautkleid wie eine Mahnung über dem Ausgang des Theaters. Das „Ensemble der Mainzer Frauen“ aus dem Prolog hat am Ende der Oper selbstbewusst einen Chor angestimmt: „Mein Körper ist eine Landkarte, deren Wege ich selbst zeichne – oder ich falte sie zusammen.“ Diesen

Schluss hat die 1980 geborene amerikanische Komponistin eigens für die Mainzer Aufführung hinzukomponiert. Vor zehn Jahren war ihre Oper „Breaking the Waves“ in Philadelphia uraufgeführt worden, die deutsche Erstaufführung des seither mehrfach inszenierten Dreiakters fand 2023 in Bremerhaven statt.

Als Vorlage diente der Komponistin und Royce Vavrek, dem Autor des englischsprachigen Librettos, der gleichnamige Film des dänischen Regisseurs Lars von Trier aus dem Jahr 1996. Er spielt in Schottland, in den frühen Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts. Leicht verblasste Farben und eine

häufig verwackelte Handkamera-Führung geben ihm dokumentarischen Charakter.

Auch in der Mainzer Inszenierung des polnischen Regisseurs Krystian Lada spielt eine Kameraperspektive eine wichtige Rolle. Allerdings ist sie völlig statisch, auf Jans blutverschmiertes Gesicht gerichtet. Denn er liegt, nach einem Unfall auf der Bohrinsel querschnittsgelähmt, in der Mitte der Bühne (von Annette Murschetz) wie auf einem Seziertisch und steuert Bess von dort aus. Sie soll Sex mit anderen Männern haben, ihm davon erzählen. Diese Zustimmung, die in ihr einen Konflikt zwischen Treue und Folgsamkeit auslösen muss, wird auf der arenähnlichen Bühne, auf der die Kirchengemeinde ebenfalls ausschließlich aus schwarz gekleideten Männern besteht, noch verstärkt. Je schlechter es Bess geht, die von ihrer Mutter und dem Dorf ausgegrenzt, die vergewaltigt und gesteinigt wird, desto besser geht es Jan. Als sie stirbt, ist er genesen.

Die beklemmende Nähe, die Lars von Triers Film im dokumentarischen Scharfblick zeigt, wird in der Oper mit anderen Mitteln erzeugt, gleichwohl

nicht weniger dicht und intensiv. Denn Mazzoli stützt sich auf traditionelle Elemente des Musiktheaters, auf Soli, die Arien ähnlich sind, auf Duette, auf Szenen mit dem martialischen Herrenchor. Ihre Tonsprache ist gemäßigt modern, erinnert manchmal an Benjamin Britten und lässt die E-Gitarre im Orchestergraben ganz klar als Fremdkörper erkennen. Sie kommt immer dann zum Einsatz, wenn Bess betet und Gott zu antworten scheint, in ihren eigenen Worten oder auch in unscharfer Übereinstimmung mit dem Chor, der Gemeinde. Letztlich ist die genaue Zuweisung auch gleichgültig: All diese Stimmen, auch die der Mutter oder des Arztes, der sie in eine Klinik einweisen will, sind jedenfalls nicht die eigene Stimme von Bess. Sie findet sie erst in den „Stimmen der Mainzer Frauen“, die vom Premierenum Publikum so nachdrücklichen Applaus finden wie die anwesende Komponistin für ihr Werk.

Das Staatstheater Mainz empfiehlt den Besuch der Aufführung von 18 Jahren an und hat auf seiner Homepage eine lange Liste von Triggerwarnungen veröffentlicht. Bess, die ihr Brautkleid über die knapp drei Opernstunden nicht ab-



Sparspielplan

Von Guido Holze

John Dew is back – yeah! Der 81 Jahre alte frühere Darmstädter Intendant, dessen Vertrag am Staatstheater nach Skandalen und internen Machtkämpfen 2014 nicht verlängert worden war, feiert in der Saison 2026/27 ein Comeback am Haus mit einer sage und schreibe 32 Jahre alten Produktion: Die Oper „Andrea Chénier“ von Umberto Giordano habe Dew 1994 an der Deutschen Oper Berlin „in ihrer ganzen Opulenz“ in Szene gesetzt, samt vorrevolutionärer Perücken und „riesenhafter Kostüme“, wie Dews Amtsnachfolger Karsten Wiegand bei der Vorstellung des Spielplans sagte. Nun ist die seither immer wieder aufgenommene Produktion in Berlin endgültig als abgespielt eingestuft und dem Staatstheater Darmstadt „sehr kollegial und günstig überlassen“ worden, führte der Intendant stolz aus.

Dass das Staatstheater Darmstadt klamm ist, ist ein offenes Geheimnis. Doch mühte sich Wiegand redlich, das nicht noch groß publik zu machen. Man versuche, die Sparmaßnahmen „so umzusetzen, dass man es nicht merkt“, sagte er mit Blick auf den Spielplan. Dort sind allerdings in der Musiktheatersparte nur insgesamt drei eigene Produktionen im Großen Haus vorgesehen, unter anderem als Eröffnungspremiere am 29. August das beliebte Doppelpack von „Cavalleria rusticana“ und „Pagliacci“ in Wiegands eigener Inszenierung. „Die lustige Witwe“ aber kommt aus Wien und das Musical „Come From Away“ aus Regensburg.

Zwei weitere Musiktheater-Produktionen sind im Kleinen Haus in Planung, mit dem Hinweis „Termine folgen“: ein „Szenischer Kantatenabend“ mit Musik der Barockkomponistin Elisabeth Jacquet de La Guerre und als weitere Übernahme die Oper „L'olimpiade“ von Vivaldi in einer Produktion aus Stockholm. Womöglich ließe sich das von Wiegand ausführlich erläuterte Spielzeitmotto „Wenn ja, was dann?“ also auch so interpretieren: Falls zum Ende der Saison noch Geld da ist, ja dann machen wir noch etwas Feines. Wiegand versicherte jedenfalls in wiederum etwas anderer Wendung, dass es sich sowieso gar nicht um einen „Sparspielplan“ handle.

Schauspieldirektor Alexander Kohlmann deutete das Spielzeitmotto als „großes Ja zu außergewöhnlichen Künstlerpersönlichkeiten“, zu „unbequemem“ Regisseuren und solchen, „die nicht festgelegt sind“. Als leuchtendes Beispiel nannte er den Schauspieler und früheren Bochumer Intendanten Leander Haußmann, der mit dann 67 Jahren nach Darmstadt kommt, um „Viel Lärm um Nichts“ von Shakespeare auf die Bühne zu bringen. Das Hessische Staatsballett erarbeitet, wie immer, drei neue Choreographien, das Staatsorchester Darmstadt steuert gleichbleibend acht Sinfoniekonzerte bei. Möge die positive Denke des Mottos also helfen.



Braut in dunkler Umgebung: Szene aus der Produktion mit Yoonki Baek, Julietta Aleksanyan und Tim-Lukas Reuter

Foto Andreas Etter